



FRIEDERIKE SCHMÖE

**Ein Toter, der
nicht sterben darf**

Kriminalroman

Original

GMEINER



Sie war klein, mollig, trug das Haar wie Prinz Eisenherz und war die tüchtigste Sekretärin, mit der Dagmar Umbach es je zu tun gehabt hatte.

»In Ordnung, Frau Gary.« Eigentlich Susanna Müller-Gary. Mit Betonung auf »y«. Aber sie war mit Gary zufrieden.

Dagmar spazierte in ihr Büro und schloss die Tür. Tief unter ihr lag der Olympiapark von München, diese in die Jahre gekommene spinnennetzartige Konstruktion, die ihr schon als Kind gefallen hatte. Die grünen Hügel des Geländes wirkten im Dauerregen eher mürrisch; Dagmar mochte den Blick dennoch, die beiden Türme der Frauenkirche, die sich hinter dem Fernsehturm hochreckten. Manchmal, zu selten, sah sie die Alpenkette. Ihr Anblick gab Dagmar ein Gefühl von Erhabenheit; als ob sich ihr Job allein deshalb lohnte, weil XComMunich seinen Firmensitz im 8., 9. und 10. Stockwerk dieses prachtvollen Glasbaus besaß, und sie selbst so ein traumhaft gelegenes Büro.

Sie musste in Ruis Büro. Unbedingt. Obwohl sie den Gedanken hasste, in den Sachen eines Toten zu wühlen. Aber sie wollte mit Sicherheit wissen, dass wirklich nichts Kompromittierendes über sie zu finden war. Bei Rui wusste sie nie. Hatte sie nie gewusst. Er war ein Spaßvogel. Gut möglich, dass Fotos von ihr auf seinem Rechner waren.

Sie griff nach dem Telefonhörer.

»Frau Gary, haben Sie Antwort vom Rechenzentrum?«

»Ist bereits an Ihre Mailadresse weitergeleitet.«

Okay. Dagmar begann zu schwitzen, trotz des miesen Wetters – Juni, von wegen, der Mittsommer war so verregnet wie seit Jahren nicht mehr –, trotz der Klimaanlage. Sie öffnete ihre Inbox.

Das Rechenzentrum hatte ihre Anfrage mit Priorität beantwortet. Ihre Position war der von Rui übergeordnet. Wenn jemand an die Daten seines Rechners herankommen musste, dann sie. Ein Mitarbeiter der Computerloge, wie firmenintern über das Rechenzentrum gespottet wurde, gutmütig natürlich, hatte Ruis Passwort online zurückgesetzt und ein temporäres Passwort eingerichtet. Dazu war Papierkram nötig gewesen. XComMunich legte Wert darauf, den Mitarbeitern Privatsphäre und Diskretion zuzugestehen. Kreative Leistungen entstehen nicht unter Observation, sagte der Vorstand. Dagmar schnaubte.

Sie schrieb das Passwort auf einen Zettel. Sah auf die Uhr und griff nach ihrer Handtasche.

»Ich bin in der Kantine, Frau Gary.«

»Guten Appetit, Frau Umbach.«

15.7.2013

KAPITEL 3

Juli. Endlich. Eine Ahnung von Sommer. Das Wasser aus den Hochwassergebieten war abgeflossen, doch manche Ortschaften an der Donau und in anderen Überschwemmungsgebieten hatten alle Hände voll damit zu tun, sich selbst und ihre Habe trockenzustellen. Juliane war wieder in Ohlkirchen, ziemlich aufgekratzt wegen ihres Abenteuers, mehrere Tage mitten in Passau ohne Strom und fließendes Wasser festgesessen zu sein.

»Du spinnst, Juliane«, sagte ich. Sie saß bei mir in der Küche. Einer richtigen Wohnküche mit allem, was man zum Kochen, Essen und Wohnen braucht.

»Doch, wirklich. Zurückgeworfen sein auf das Wesentliche. Sich keine Gedanken um Telefonanrufe, Handys oder Fernsehprogramme machen. Herrlich!«

»Als ob du dir je Gedanken über das Fernsehprogramm machen würdest.« Ich goss uns frischen Kaffee ein.

»Oh, aber ja!« Sie lachte mich an. Eine schmale Person, der man die 80 Jahre nicht abkaufen wollte, mit rasselkurzem Silberhaar und Kreolohrringen, die so

lang waren, dass sie ihre Schultern streiften. Sie trug ein Shirt mit der Aufschrift »I'm in a blue mood«.

»Hast du wirklich den Blues?«

»Nicht die Bohne. Du?«

»Bei dem Wetter?«

»Macht es dir nichts aus? Das Abschiednehmen?«

»Du meinst: vom Haus?« Ich seufzte. Bislang war nichts entschieden. »Eigentlich nicht. Uneigentlich auch nicht, falls du fragen willst. Ich muss endlich mal was Neues machen, zu anderen Ufern aufbrechen.«

Wie von selbst legte sich meine Hand auf meine Seite. Dort, wo ich verletzt worden war. In Scharm El Scheich. Damals. Im Hardrock Café. Weil irgendwelche Spinner ihre Religionsneurosen nicht anders ausleben konnten. Neue Hüfte, eine Menge Narben. Ein fettes Trauma.

Sie musterte mich nachdenklich. Sie kannte mich gut genug.

»Ich könnte dein Haus kaufen.«

»Du?« Ich lachte. »Im Ernst, Juliane. Was willst du mit einem Haus?«

»Du meinst: In meinem Alter, da kommt man ohne Haus aus.«

»Quark. Ich meine, dass du immer wieder betonst, dir nichts ans Bein binden zu wollen, was dich behindert, wenn du einmal gehen willst.«

»Ich will aber noch nicht gehen.«

Sie war so vital. So energiegeladen. Anders als ich. Ich fühlte mich oft müde, fast lethargisch. Schob es auf die viele Arbeit, die ich in den vergangenen Monaten

bewältigt hatte. So viele Memoiren, Pseudo-Biografien und anderen Selbstbeweihräucherungsquatsch hatte ich noch nie in einem halben Jahr geschrieben. Allein von der Menge der produzierten Seiten her war das Pensum hochgradig rekordverdächtig. Okay, es war mein Job. Eine Ghostwriterin fragt weder nach der Wahrheit noch nach der Motivation. Sie schreibt, gießt die Geschichte eines anderen Menschen in Form. Ich konnte etwas für die Qualität von Plot und Stil tun. Aber nichts für den Inhalt.

»Juliane, ich verkaufe nicht an dich.« Es wäre, als verkaufte ich mein Haus meiner eigenen Mutter. Was nicht geschehen würde. Frau Laverde war ganz bestimmt nicht interessiert an einem Haus in der Pampa. Wobei die Pampa allmählich zwangszivilisiert wurde. Doch meine Mutter lebte bei ihrem momentanen Lover in Bremen. Sie hielt den Mindestabstand ein. Das konnte mir nur guttun.

»Überleg's dir. Die Hütte ist altengerecht. Kaum Treppen, ein großes Bad, sollte ich jemals auf einen Rollator angewiesen sein, komme ich in meiner Wohnung sowieso nicht mehr durch die Türen. Geschweige denn über die Schwellen.«

»Und wie kommst du an was zu essen? Hier draußen am Hang?«

»Mit einem Kurier? Glaubst du, in Ohlkirchen krabbele ich auf allen Vieren durchs Treppenhaus, um dann über die Straße zum Bäcker zu kriechen?«

»Im Ernst: Denkst du an so was?«

»An Verfall? Krank werden? Sterben? Klar.«